

Der Mythos vom einsamen Drogenkonsumenten. Kontakte zu Gleichaltrigen als Determinanten des Drogengebrauchs.

The Myth of the Lonely Drug User. Interpersonal Contacts with Peers as Determinants of Drug Use.

PD Dr. Karl-Heinz Reuband
Zentralarchiv für empirische Sozialforschung Universität zu Köln

Eingereicht: 9. 9. 91

Angenommen: 16. 12. 91

Schlüsselwörter: Illegaler Drogenkonsum Jugendlicher, Soziale Einbindung in Freundeskreis, Isolation

Zusammenfassung:

In der bisherigen Drogenliteratur mit ihrer überwiegend individualpsychologischen Sichtweise gilt Isoliertheit als wichtige Determinante des Drogengebrauchs. Unter Rückgriff auf verfügbare und eigene Untersuchungen wird gezeigt, daß diese Annahme falsch ist. Jugendliche Drogenkonsumenten haben nicht weniger, sondern sogar mehr Freunde und Bekannte als Nichtkonsumenten. Wer mit vielen Personen zusammentrifft, der ist offenbar nicht nur häufiger positiven Definitionen des Drogengebrauchs ausgesetzt, er hat auch eher die Gelegenheit zum Konsum.

Summary

In the past drug literature with its predominantly individualistic approach isolation is considered an important determinant of drug use. Referring to the available empirical studies and own research it is shown that this assumption is false. Youthful drug users do not have less, but more friends and acquaintances. People who come in contact with many people are apparently not only confronted more often with positive definitions of drug use, they also have greater opportunities to use drugs.

1. Drogenkonsum als Fluchtreaktion

Es gibt wohl kaum ein Thema in der Drogenliteratur, wo Realitätsbeschreibung und verfügbare empirische Befunde stärker auseinanderfallen als beim Thema der Gleichaltrigen und ihren Einfluß auf den Drogenkonsum. Und es gibt wohl kaum eine andere vermeintliche Realitätsbeschreibung, die allein dadurch zur nicht mehr hinterfragten Selbstverständlichkeit geworden ist, daß sie immer wieder zitiert wird. Das pathologische Erklärungsmodell, das Probleme als Ursache des Konsums unterstellt und Kontaktprobleme als eine spezielle Variante davon begreift, dominiert die Diskussion. Einsamkeit und Kontaktschwäche werden danach als grundlegendes Charakteristikum den Konsumenten zugeschrieben und wie empirisch hinreichend belegte Aussagen behandelt.

Die Deutung findet sich ungebrochen durchweg von den Anfängen der „neuen“ Drogenwelle bis heute (vgl. u. a. Remschmidt und Dauner 1970: 2042, Hobi 1973: 48, Leber 1973: 57, Weidmann 1977: 75, Tiling und Gretser 1977: 603, Ladewig et al. 1979: 46, Pöggeler 1981: 35, Jenner 1981: 187, Scheidt 1984: 69). Und sie ist auch schon längst nicht mehr auf die allgemeine Drogenliteratur beschränkt, sondern bereits in Publikationen zur Jugendforschung (Behr 1982: 86) oder in soziologische Arbeiten eingedrungen, in denen man am ehesten eine alternative, soziologische Sicht der Dinge erwarten könnte. So wird der Drogenkonsument z. B. in einer neueren Darstellung zur Jugendsoziologie – im Gegensatz zum kriminellen Jugendlichen – als der „emotional labile, in seinen Kontakten unzureichend eingebundene, mit seinen mitmenschlichen Beziehungen unzufriede-

ne... Jugendliche“ beschrieben (Hurrelmann et al. 1985: 120).

Daß der Erstkonsum fast ausschließlich gemeinsam mit anderen Personen stattfindet und auch später eine zeitlang gemeinsam mit anderen fortgeführt wird (vgl. u. a. Becker 1973, Zimmermann 1976, Reuband 1980), bleibt gewöhnlich unthematisiert oder wird – in einer Weise, die einer Immunisierungsstrategie gleichkommt – in das eigene Interpretationsraster einbezogen: Man konzidiert Kontakte mit anderen Jugendlichen, sieht sie jedoch als Ausdruck defizitärer Bedürfnisse an. Und indem man derart verfährt, wird unter der Hand der Kontakt zu anderen Personen geradezu zu einem „Beweis“ für die vorhandene Problembelastung und Einsamkeit des Konsumenten erhoben. Zur Ursache für die Zuwendung zur Gruppe wird die Einsamkeit deklariert: Aus der emotionalen Vereinzelung erwachse das „Streben nach bergendem Gruppengefühl, nach der Zugehörigkeit zu einer Gruppe Gleichgesinnter“ (Täschner 1986: 50). Erst in der Gruppe könne sich der Drogenkonsument „angenommen fühlen“ (Scheidt 1984: 67). Erst die Gruppe bedeute ein „Ende der Einsamkeit, des Ausgeschlossenenseins“ (Heckmann 1980: 63).

Entsprechend dieser Kompensationsfunktion, die keine „echten“ Beziehungen zuläßt, sondern ein mehr oder minder zufälliges Beisammensein postuliert, werden die Beziehungen als „oberflächlich“ gekennzeichnet. Die Gruppenbildung wird zu einem bloßen Epiphänomen deklariert. „Vordergründig“ würde über die Droge eine „neue gemeinschaftliche Form der Freizeitgestaltung gesucht... als Ausweg aus einer unbehaglichen Situation“ (Hobi 1973: 48). Die „gleichgesinnte Umwelt in Form von Banden oder Horden wird als schützende Trennwand gebraucht“ (Ladewig et al. 1979: 48). Die Gruppe diene lediglich als Staffage (Scheidt 1984: 69, 117). Eine eigenständige Bedeutung für die Initiation in den Drogengebrauch wird den Kontakten mithin nicht eingeräumt. Und wo es – relativ selten – dennoch geschieht, wird der interpersonale Einfluß meist wieder zu einem Ausdruck defizitärer Persönlichkeitsstrukturen umgedeutet, und so – wenn auch in anderer Form – das traditionelle, pathologische Erklärungsmodell beibehalten¹⁾.

Daß der Kontakt zu Gleichaltrigen ein normales Phänomen im Jugendalter repräsentiert, er sich bei Schülern aus dem täglichen Umgang zwangsläufig

ergibt und die Abwendung von den Eltern hin zu ihnen sogar funktional für die Entwicklung autonomer Persönlichkeiten ist, bleibt in der üblichen Diskussion zum Drogenkonsum ebenso unerwähnt wie die Tatsache, daß der Einfluß der Gleichaltrigen ein ganz normales Alltagsphänomen darstellt: Konforme Verhaltensweisen werden nach prinzipiell den gleichen Mechanismen erlernt. Jugendliche bedürfen der Kontakte zu Gleichaltrigen, um erwachsen zu werden. Sie müssen sich, damit sie zu autonomen Persönlichkeiten werden, von ihren Eltern in gewissem Maße abwenden. Sie müssen Fähigkeiten entwickeln, die es ihnen erlauben, innerhalb der Gesellschaft am sozialen Leben teilzunehmen und ihr Leben eigenständig zu gestalten (vgl. dazu Neidhardt 1968: 69ff., Bertram 1980).

Daß es – vor allem in den soziokulturellen Lerntheorien der Soziologie abweichenden Verhaltens (vgl. Cohen 1966) – alternative Deutungen gibt, in denen es geradezu für die Genese und Praxis abweichenden Verhaltens förderlich ist, viele Kontakte zu Gleichaltrigen zu haben, wird in der vorherrschenden Drogendiskussion übersehen. Nach den soziokulturellen Theorien abweichenden Verhaltens ist nicht der einsame Jugendliche mit wenigen Kontakten, sondern im Gegenteil der mit vielen Kontakten eher geneigt, ein von den gesellschaftlichen Normen abweichendes Verhalten zu praktizieren. Denn nur wer Kontakte zu anderen Personen hat – so betonte vor allem Edwin Sutherland –, kann überhaupt an den Prozessen teilnehmen, die zum Erlernen der Devianz notwendig sind, angefangen bei der Motivation zur Devianz bis hin zu den Techniken ihrer Ausübung (siehe hierzu Sutherland und Cressey 1960: 79f.). Dies müßte auch für den Drogenkonsum als eine Variante abweichenden Verhaltens gelten: Auch hier bedarf es einerseits einer gewissen Motivation, in der die positiven Anreize des Drogengebrauchs über die der negativen Definition des Konsums überwiegen. Und auch hier muß der Novize in gewissem Maße erst lernen, das Mittel richtig einzunehmen, die entstehenden Wirkungsqualitäten wahrzunehmen und positiv zu deuten (vgl. Becker 1973).²⁾

2. Fragwürdige Interpretationen empirischer Befunde

Die Deutung des Drogenkonsumenten als einsam bestimmt die Literatur. Doch wie sehr ist diese

Deutung empirisch abgesichert? Es ist bemerkenswert, wie selten in der Literatur überhaupt Belege dafür angeführt werden, daß Drogenkonsumenten einsam und allein sind. Der soziale Konsens unter „Experten“ hat die wissenschaftliche Prüfung ersetzt. Es scheint oftmals, als würde dem Konsumenten allein deswegen eine „Pathologie“ in seinen Beziehungen zugeschrieben, weil man sie aufgrund der vorherrschenden Erklärungsmuster für Drogenkonsum so erwartet. Wo der Eindruck, Konsumenten wären einsam und allein, im deutschsprachigen Raum am ehesten noch eine Stützung erfährt, handelt es sich um Arbeiten, die auf Eindrücken aus der therapeutischen Praxis (z. B. Scheidt 1984) oder Befragungen von Klienten aus stationären Einrichtungen (Remschmidt und Dauner 1970: 2043) basieren. Doch die Aussagekraft dieser Studien ist begrenzt: Abgesehen davon, daß eine *Vergleichsgruppe* der Nichtkonsumenten meist nicht existiert, wird der Bedeutung der jeweiligen *Selektivität* nicht hinreichend Rechnung getragen. Denn Klienten müssen nicht notwendigerweise ein Abbild der typischen Konsumenten sein: Es handelt sich um Personen, die in besonderem Maße der Hilfe bedürfen und denen es deshalb vermutlich auch überproportional häufig an Kontakten mangelt. Das Fehlen alternativer Stützung ist womöglich sogar einer der wichtigsten Gründe zum Aufsuchen professioneller Hilfe. Erschwerend kommt hinzu, daß fortgesetzter Drogengebrauch bis hin zur Abhängigkeit in vielen Fällen einen Rückzug aus der Umwelt bedeutet (siehe dazu auch Wanke 1971: 54f., Waldmann 1972: 97ff., Hobi 1973: 48). Der Rückzug ist oft nicht nur eine Ursache, sondern auch eine Folge des fortgesetzten Drogengebrauchs.

Die Befunde aus repräsentativen Studien unter Jugendlichen erbringen seit jeher ein grundsätzlich anderes Bild als es den Eindrücken aus der Praxis und den dominanten Aussagen der Literatur entspricht. Der Gegensatz zwischen dominantem Tenor in der Literatur und empirischen Befunden könnte kaum größer sein. Die Befunde zum Freizeit- und Kontaktverhalten weisen übereinstimmend die Konsumenten im Vergleich zu Nichtkonsumenten als Personen aus, die sich überproportional häufig außer Haus im Kreis der Gleichaltrigen aufhalten und intensiven Kontakt zu ihnen pflegen. Sie verbringen nicht nur einen größeren Teil ihrer Zeit mit Altersgleichen (Schmidt-Scherzer 1971: 244f.), sie kennen auch mehr Personen und sind mit ihnen befreundet (Seelisch

1972: 47, Nordalm 1972: 107 f., Institut für Jugendforschung 1973: 137, Peterson und Wetz 1975: 90). Sie sagen von sich eher, sie wären in der Lage, schnell neue Kontakte zu knüpfen (Nordalm 1972: 108), erscheinen als kontaktfreudiger (Wormser 1973: 137, Malhotra 1974: 271, Lazarus 1977: 77), pflegen in ihrer Freizeit eher Aktivitäten, die gemeinsam mit anderen Personen betrieben werden (Wormser 1973: 236).

Angesichts dieser starken sozialen Einbindung verwundert es nicht, daß – konträr zu den herrschenden Annahmen – auch mehr Konsumenten als Nichtkonsumenten eine Vertrauensperson nennen, mit der sie ihre Probleme besprechen können (Nordalm 1972: 99, Gostomzyk et al. 1973: 59).

Soziale Kontakte sind offenbar kein Puffer, der den Jugendlichen vom Drogenkonsum abhält. Sie erweisen sich vielmehr als ein Moment der Gefährdung. Doch wird dies in der Literatur nicht thematisiert. Die nicht mit der eigenen und üblichen Deutung übereinstimmenden Befunde werden durchweg nicht zur Kenntnis genommen). Man begnügt sich damit, die Daten in den Tabellen zu dokumentieren, kommentiert sie jedoch nicht. Allenfalls nimmt man eine Interpretation der Befunde in einer Weise vor, die sich in das Raster des üblichen pathologischen Erklärungsmodells einfügt). Diese „Umdeutung“ der Befunde kommt im Endeffekt einer Immunisierung des Paradigmas individueller Pathologie gleich, welche selbst vor einer Umkehrung der gewählten Logik nicht zurückschreckt: Was ursprünglich als Zeichen für Kontaktfähigkeit verstanden wurde, wird plötzlich zum Zeichen für Kontaktleere. Die Deutung wird beliebig und führt sich selbst ad absurdum).

3. Zielsetzung und methodisches Vorgehen

Im folgenden soll untersucht werden, wie sehr Drogenkonsumenten in soziale Kontaktbeziehungen eingebunden sind und wie sehr man sie als einsam und allein bezeichnen kann. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Untersuchungen unterscheiden wir nicht global zwischen Konsumenten und Nichtkonsumenten, sondern nehmen eine Differenzierung nach dem Ausmaß der Drogenaffinität vor – indem wir die Konsumenten nach dem Ausmaß des bisherigen Drogenkonsums unterteilen. Indem wir eine derartige Differenzierung vornehmen, können wir der Tatsache gerecht

werden, daß die meisten Konsumenten über das bloße Probierstadium nicht hinausgehen. Wir können so prüfen, ob die in den bisherigen empirischen Vergleichen vorgefundenen Unterschiede zwischen Konsumenten und Nichtkonsumenten lediglich von den Probierern herrühren oder ein allgemeines Muster auch unter progredienten Konsumenten darstellen. Zugleich können wir klären, inwieweit innerhalb der Kategorie der Konsumenten die sozialen Beziehungen mit dem Ausmaß des Konsums verknüpft sind.

Weiterhin nehmen wir unter den bisherigen Nichtkonsumenten eine Differenzierung nach ihrer Konsumdisposition – hier festgemacht an der Bereitschaft, Haschisch zu probieren – vor. Die Differenzierung nach der Konsumbereitschaft erlaubt, dem kausalen Einfluß der postulierten Determinanten des Konsums auf der motivationalen Ebene nachzugehen. Wenn es stimmt, daß Jugendliche zu Drogen greifen, weil sie ihre Einsamkeit zu vergessen trachten, müßte sich dies sowohl auf der Ebene des Konsums als auch der Konsumbereitschaft niederschlagen.

Als empirische Grundlage verwenden wir eine repräsentative Schülerbefragung, die von uns 1975 in der Stadt Hamburg durchgeführt wurde. Befragt wurden nach einem Randomverfahren insgesamt 5426 Jugendliche an Haupt-, Realschulen, Gymnasien und Berufsschulen von der 8. Klasse bzw. dem 1. Berufsschuljahr an aufwärts. Die Wahl dieser Studie erfolgte aus pragmatischen Gründen: Sie stellt in der Bundesrepublik Deutschland nach wie vor die von der Befragtenzahl her größte Studie dar, welche es erlaubt, den aufgeworfenen Fragen in differenzierter Form nachzugehen⁶⁾. Große Befragtenzahlen sind insbesondere dort nötig, wo es um eine interne Differenzierung der Konsumenten nach dem Ausmaß der Konsumerfahrung geht. Die Tatsache, daß es sich im vorliegenden Fall um eine ältere Studie handelt, ist dabei kein Nachteil: Die Aussagen in der Drogenliteratur, Drogenkonsumenten wären einsam und dies sei mit dem Konsum kausal verbunden, sind als allgemeine Gesetzmäßigkeiten postuliert. Sie müßten zeitunabhängig gelten. Ob es sich bei unseren Befunden um zeitlich spezifische und nicht um heutzutage nicht mehr gültige Befunde handelt, können wir überdies in gewissem Maße prüfen, indem wir neuere Untersuchungen ergänzend heranziehen und mit unseren Befunden in Beziehung setzen.

4. Sind Drogenkonsumenten einsamer? – Einbindung in soziale Beziehungen und Drogenkontakte

Wir können in unserer Untersuchung auf mehrere Indikatoren zurückgreifen, um etwas über die Kontaktfähigkeit und die soziale Stellung der Jugendlichen auszusagen: Einerseits Indikatoren zur Fähigkeit, mit anderen Menschen Kontakte einzugehen; andererseits Indikatoren zur Zahl der engeren Freunde und Bekannten. Beide Arten von Variablen gehen nicht notwendigerweise einander parallel. Viele Jugendliche mögen schnell zur Aufnahme neuer Kontakte fähig sein, aber ihren Freundes- und Bekanntenkreis auf einige wenige Personen beschränken. Sie haben die Wahlchancen und nutzen sie selektiv. Für unsere Fragestellung, ob Konsumenten einsamer sind als Nichtkonsumenten, sind *beide* Arten von Indikatoren gleichermaßen wichtig: Wer meint, schnell neue Kontakte eingehen zu können, wird sich subjektiv nicht als einsam oder potentiell einsam ansehen können. Er wird sich in der Lage sehen, je nach Bedarf neue Beziehungen zu aktivieren. Und wer mehrere Freunde und Bekannte hat, wird objektiv nicht als einsam gelten können. Zusätzlich ziehen wir in diesem Zusammenhang noch die Frage nach der Existenz von Vertrauenspersonen heran – dieser Indikator kann als Maß für die emotionale Enge der Beziehungen zu anderen gewertet werden: Solange jemand lediglich über oberflächliche Kontakte verfügt, wird er kaum jemanden haben, den er bei Problemen zu Rate ziehen kann.

Die Ergebnisse unserer Analyse zum Kontaktverhalten sind in *Tabelle 1* zusammengefaßt. Sie zeigen – durchaus im Einklang mit den bisher referierten, aber in der Literatur nicht rezipierten Befunden anderer Untersuchungen –, daß Konsumenten gegenüber Nichtkonsumenten keineswegs als einsamer und ungeselliger gelten können: Nimmt man die Antworten auf die Statements zur Kontaktfähigkeit, so differieren beide Kategorien von Jugendlichen kaum voneinander. Daß sie mit anderen Menschen leicht in Kontakt kommen, meinen fast alle Befragten in gleichem Maße. Wo Unterschiede bestehen, gehen sie eher *zugunsten* der Konsumenten als der Nichtkonsumenten aus. Und nimmt man die Zahl der Freunde und Bekannten als Maßstab, so wird diese Tendenz noch stärker akzentuiert: So steigt unter den Nichtkonsumenten mit wachsender Konsumbereitschaft die Zahl der Personen an, die mehr als 10 Freunde und

Tabelle 1: Soziale Integration nach Ausmaß der Konsumdisposition – ausgewählte Indikatoren (in Prozent)

	Konsumbereitschaft				Konsumerfahrung					Insgesamt
	Neg.	Neg. Amb.	Pos. Amb.	Pos.	1	2-5	6-20	20-100	100+	
Schnell Kontakt zu Jugendlichen (1)	91	90	92	91	96	97	96	97	93	92
Mit Fremden schnell im Gespräch (2)	60	60	60	67	70	74	74	75	68	62
Mehr als 10 Freunde und Bekannte (3)	38	41	42	49	47	59	61	57	65	42
Vertrauenspersonen vorhanden (4)	94	91	90	84	97	95	95	95	95	93
(N=)	(3057-3072)	(948-965)	(320-321)	(121-123)	(131-137)	(182-188)	(166-173)	(136-140)	(86)	(5147-5202)

Frageformulierungen: (1) „Mit fremden Menschen komme ich meist schnell ins Gespräch.“ (2) „In Gesellschaft anderer Jugendlicher finde ich sehr schnell Kontakt.“ Als Antwortkategorien stand eine sechsstufige Skala mit starker, mittlerer und schwacher Zustimmung bzw. Ablehnung zur Verfügung. (3) „Denken Sie nun bitte einmal an die Jugendlichen, die Sie näher kennen und die Sie des öfteren in Ihrer Freizeit, also außerhalb von Schule und Arbeitszeit, treffen. Wieviele sind das so ungefähr?“ Antwortkategorien: Niemand – bis 5 Personen – 6 bis 10 Personen – mehr als 30 Personen. (4) „Gibt es jemanden, mit dem Sie die wichtigsten Ihrer persönlichen Probleme besprechen würden? (Bei mehreren zutreffenden Punkten: bitte den wichtigsten in das obere Kästchen, den nächstwichtigen in das untere Kästchen eintragen)?“ Antwortkategorien: Eltern – Mutter – Vater – Lehrer – Geschwister – Verlobter – Freund(in) – Sonstige – Niemand. Hier aufgeführt: Nennung von Vertrauensperson(en). Die Konsumbereitschaft wurde über drei Indikatoren ermittelt, die sich auf die Bereitschaft beziehen, Haschisch zu rauchen. Die Einstellung wurde nach den überwiegenden Orientierungen klassifiziert in „Negativ“, „Positiv“, „Ambivalent“. Ambivalente Orientierungen sind weiter in tendenziell negativ („Neg. Amb.“) und tendenziell positiv („Pos. Amb.“) unterschieden. Vgl. Reuband (1990). Die Konsumerfahrung bezieht sich auf die Häufigkeit des Drogenkonsums jemals im Leben.

Bekannte haben. Der Anteil wächst ebenso unter den Konsumenten mit zunehmender Konsumerfahrung. Kontrastiert man die Extremkategorien miteinander – die ablehnenden Nichtkonsumenten und die über 100maligen Konsumenten –, so erhält man einen Wert von 38 % auf der einen und 65 % auf der anderen Seite. Es sind die am weitesten fortgeschrittenen Konsumenten, die den größten und nicht den kleinsten Freundes- und Bekanntenkreis haben!

Viele Freunde und Bekannte zu haben, bedeutet nicht nur, häufiger mit vielen Altersgleichen Kontakt zu unterhalten. Es bedeutet auch ein Potential für Unterstützung in Krisen und Problemsituationen. Dies ist umso bedeutsamer, als viele Autoren im Fehlen eines Unterstützungspotentials einen gewichtigen Grund für den Griff zur Droge gesehen haben (so z. B. Hurrelmann et al. 1985: 110). Wie man der Tabelle entnehmen kann, ist unter den Konsumenten jedoch die Quote derer, die niemanden als Vertrauensperson nennen können, nicht nur insgesamt minimal – sie beträgt nicht

mehr als 5 % –, sie liegt zudem auch nicht höher als unter den Nichtkonsumenten. Einen Zusammenhang zwischen Konsumprogrezienz und Fehlen einer Vertrauensperson findet sich unter den Konsumerfahrenen nicht (lediglich unter den Nichtkonsumenten läßt sich ansatzweise mit steigender Konsumbereitschaft eine Tendenz in die postulierte Richtung zeigen).

Unterteilt nach der Art der Vertrauensperson (in der Tabelle im einzelnen nicht näher dokumentiert) wird unter den Nichtkonsumenten vor allem eine starke Bindung an die Eltern offenbar, unter den Konsumenten – und hier besonders unter den progredienten – hingegen eine überproportional starke Bindung an Freunde und Bekannte (ähnlich die Verteilung der jeweiligen Vertrauenspersonen bei Malhotra 1974: 269, Nordalm 1972: 99, Schmitt et al. 1975: 60). Die unter den Konsumenten stärkere Bindung an Gleichaltrige bedeutet in gewissem Umfang, daß sie über eine Stütze von Einstellungen und Verhaltensweisen verfügen, die gegen die Normen Erwachsener verstoßen. Es

bedeutet auch eine größere Aufgeschlossenheit für neue Verhaltensmuster, die im Kreis der Gleichaltrigen Popularität erlangen. Jugendliche mit vielen Kontakten zu Gleichaltrigen sind dem Einfluß jugendlicher „Innovationen“ qua Beziehung stärker ausgesetzt.

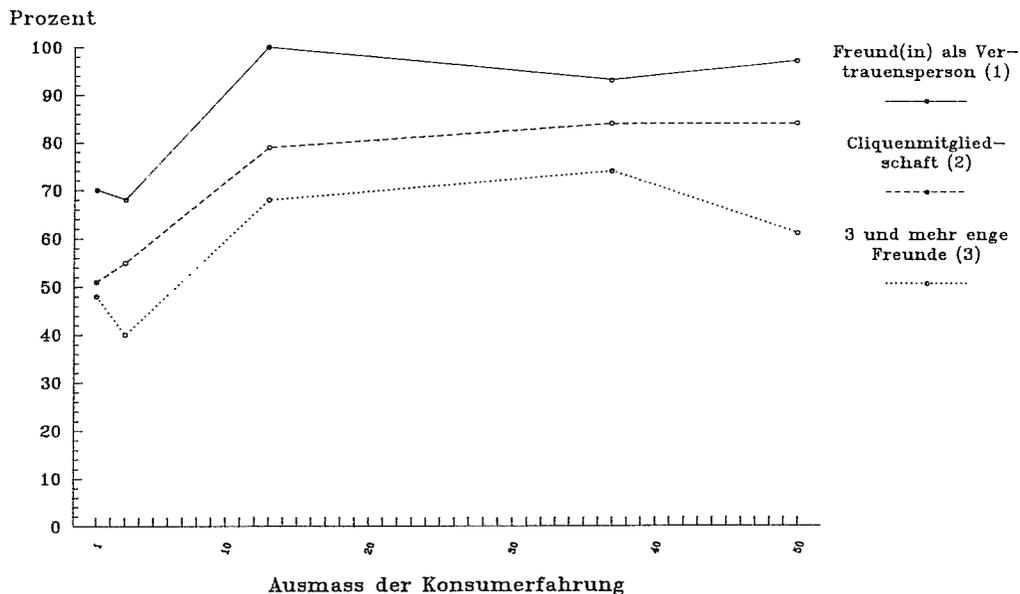
Das beschriebene Muster, nach dem sich Konsumenten gegenüber Nichtkonsumenten nicht durch stärkere Isolation und einen Mangel an einer Vertrauensperson auszeichnen, ist kein historisch-spezifisches Muster, das lediglich für den Zeitpunkt unserer Erhebung und den Erhebungsort gilt. Es ist vielmehr ein zeitlich übergreifendes Phänomen. Untersuchungen aus den 80er Jahren erbringen für Hamburg (*Abbildung 1*) und ebenso für andere Regionen der Bundesrepublik analoge Verhältnisse: Konsumenten haben nicht nur mehr Freunde, sie gehören oder gehörten auch früher eher als Nichtkonsumenten einer Clique²⁾ an und verfügen über eine Vertrauensperson. Von einer

über Zeit veränderten Zusammensetzung der Konsumentenpopulation hin zu mehr problembeladenen und einsamen Jugendlichen kann, anders als häufig in der Literatur behauptet, nicht die Rede sein.

5. Gruppenkontakte als Oberflächenphänomen? – Soziometrische Stellung und Drogenprädisposition

Die Tatsache, daß Konsumentfahrene nicht nur sich selbst als geselliger einschätzen, mehr Freunde und Bekannte haben und gar häufiger auch über Vertrauenspersonen verfügen, erschüttert die dominante Deutung des Drogengebrauchs. Doch die Überprüfung des pathologischen Erklärungsmodells ist damit noch nicht vollständig: Dem steht immer noch die These entgegen, der Konsument würde in vielen Kontakten nur das suchen, was er entbehre – nämlich Anerkennung und Akzeptanz durch Personen in seiner Umwelt. Ent-

Abb. 1: Soziale Integration nach Ausmaß der Konsumerfahrung (in %)



Basis: Befragung von Hamburger Jugendlichen 1982.

Frageformulierung: (1) „Mit wem können Sie heute in erster Linie über Ihre Probleme und über Dinge, die Sie besonders beschäftigen, sprechen?... Freund(in). (2) „Sind Sie jetzt oder waren Sie früher in einer Clique von Jugendlichen?“ Antwortkategorien: ja – nein. (3) „Wieviele Freunde und Freundinnen haben Sie, mit denen Sie persönliche Probleme besprechen können?“

Die Häufigkeit des Drogengebrauchs wurde in Form von Häufigkeitsklassen erhoben (1, 2–5, 6–20, 21–50, 50+). Die Abbildung wurde auf der Basis des Intervallmittelwertes dieser Häufigkeitsklassen erstellt.

Quelle: Infratest (1982), eigene Berechnungen.

sprechend könnte man einwenden, das beobachtete Phänomen sozialer Einbindung wäre bloßer Schein: Der Jugendliche neige womöglich nur zu einer Vielzahl von Kontakten, weil er unter den Gleichaltrigen einen geringeres Ansehen hat und über wenig Anerkennung verfüge. Allein gelassen, suche er in oberflächlichen Beziehungen Geborgenheit zu finden.

Um diese Deutung zu prüfen, bedarf es Daten über den sozialen Status der Jugendlichen unter Gleichaltrigen. Eine Möglichkeit, ihn zu messen, besteht darin, die Angehörigen der Umwelt des Konsumenten direkt zu befragen. Rudolf Wormser sowie Rainer Wetz und Wolfgang Peterson haben dies einst in ihren Schüleruntersuchungen, bezogen auf die Stellung unter den Mitschülern der eigenen Klasse, getan. Was sie fanden, sprach deutlich gegen die These selbsttherapeutischer Kontaktsuche: Die Beliebtheit in der Schulklasse, soziometrisch ermittelt, korrelierte positiv mit der Drogen Erfahrung des Schülers, Konsumerfahrene erfreuen sich höherer Beliebtheit als Nichtkonsumenten (Wormser 1973: 229, Peterson und Wetz 1975: 92, ähnlich die Situation in anderen Ländern wie z. B. Dänemark, siehe Winslow 1974: 336).

In Ermangelung einer soziometrischen Anlage unserer Erhebung verwenden wir ersatzweise die Frage nach der Wahl zum Klassensprecher als Maßstab für Beliebtheit in der Schulklasse. Natürlich geht in die Kriterien einer Nominierung zum Klassensprecher mehr ein als nur die bloße Beliebtheit in der Klasse, wie z. B. Kompetenz im Umgang mit Lehrern und die Fertigkeit, sich ihnen gegenüber für die Anliegen der Schulklasse

einzusetzen (Elbing 1975: 8 ff.). Aber relativ sicher ist auch, daß die Klassensprecherwahl von der Beliebtheit in der Klasse mitbeeinflusst wird⁶⁾. Gegenüber anderen Indikatoren für selbstgeschätzte Beliebtheit hat die Frage danach, ob man zum Klassensprecher gewählt oder vorgeschlagen wurde, zudem den Vorteil, an Handlungskonsequenzen anzuknüpfen. Anhand der Antworten auf die von uns gestellte Frage sind wir in der Lage, eine Abstufung nach soziometrischer Beliebtheit vorzunehmen: Wer nominiert wurde, wird beliebter sein als jemand ohne Nominierung. Und wer gewählt wurde, wird mehr Zustimmung in der Klasse haben als jemand, der bloß als Kandidat vorgeschlagen wurde.

In den meisten der untersuchten Klassen fanden Klassensprecherwahlen statt, und diese lassen Aussagen zur sozialen Stellung des Befragten zu. Die Ergebnisse, wie sie in *Tabelle 2* aufgeführt sind, belegen ebenso wie schon in anderen Untersuchungen mit soziometrischen Verfahren: Von einer isolierten Stellung der Konsumenten kann *nicht* die Rede sein. Konsumenten verfügen im Gegenteil über mehr Popularität und finden mehr Beachtung. So liegt unter den Nichtkonsumenten der Anteil derer mit Wahl zum Klassensprecher innerhalb der letzten zwei Jahre zwischen 24 % und 33 %. Unter den Konsumerfahrene variiert er zwischen 41 % und 50 %. Und unter denjenigen, die am weitesten in ihrem Konsum fortgeschritten sind, finden sich die höchsten Anteile.

Hohe Popularität muß freilich nicht bedeuten, daß der Betroffene zu den Mitschülern eine ebenso enge emotionale Bindung eingeht. Für Personen

Tabelle 2: Soziometrische Position (Klassensprecherwahl) nach Konsumdisposition (in Prozent)

Klassensprecher	Konsumbereitschaft				Konsumerfahrung					Insgesamt
	Neg.	Neg. Amb.	Pos. Amb.	Pos.	1	2-5	6-20	21-100	100+	
Ja	24	27	33	29	44	42	41	50	50	28
Vorgeschlagen	29	30	28	28	31	28	35	23	20	29
Nein	48	43	40	43	26	30	25	28	30	44
(N=)	100 (2960)	100 (934)	100 (302)	100 (121)	100 (128)	100 (183)	100 (159)	100 (137)	100 (80)	100 (5004)

Basis: Befragte, in deren Klasse innerhalb der letzten zwei Jahre Klassensprecherwahlen stattfanden.

Frageformulierungen: „Sind Sie innerhalb der letzten zwei Jahre schon einmal von Ihren Klassenkameraden zum Klassensprecher oder stellvertretenden Klassensprecher gewählt worden (bzw. Stufensprecher) oder stellvertretenden Stufensprecher?“ Antwortkategorien: „Ja, ich bin innerhalb der letzten zwei Jahre schon einmal in eine derartige Position gewählt worden – nein, aber ich bin innerhalb der letzten zwei Jahre schon einmal von *mehreren* Mitschülern für eine derartige Position vorgeschlagen worden – nein, ich bin es innerhalb der letzten zwei Jahre nicht gewesen und bin auch nicht vorgeschlagen worden – es gab innerhalb der letzten zwei Jahre keine Wahl von Schülern für derartige Positionen.“

mit hoher Popularität und Führungsposition in der Gruppe ist dies oft nicht der Fall (vgl. auch Homans 1951: 170). Der Freundeskreis wird von ihnen eher außerhalb der Gruppe gewählt. Bei Devianten mögen der andere Lebensstil und die anderen Einstellungen zudem eine gewisse Distanz zu den Mitschülern bedingen. Die Devianten könnten unter diesen Umständen zwar aufgrund ihrer soziometrischen Stellung auf viele Kontakte in der Klasse zurückgreifen, sie tun es aber nur bedingt. Aus dieser Sicht ist die in manchen Untersuchungen bei Devianten – einschließlich Drogenkonsumenten – festgestellte überproportionale Distanz zu den Mitschülern nicht notwendigerweise ein Zeichen für erfahrene Ablehnung und Isolation⁹⁾.

Ob die Situation bei der Extremgruppe der *Süchtigen* (die in einer Schülerbefragung notwendigerweise unterrepräsentiert bleiben) anders aussieht und zumindest hier der Griff zur Droge eine Funktion erlebter Einsamkeit und Isolation ist, wissen wir nicht. Mag sein, daß sie von den hier betrachteten progredienten Konsumenten abweichen. Doch eines kann auch bereits aufgrund anderer Daten zu Heroinabhängigen in der Bundesrepublik Deutschland gesagt werden: Im Gegensatz zu den herkömmlichen Annahmen ist Isolation und Einsamkeit selbst unter ihnen nicht das Charakteristische in ihrer Biographie. Die Mehrheit weist in ihrer Jugend in dieser Hinsicht keine auffälligen Merkmale auf (vgl. Wendiggensen 1972: 21, Berger et al. 1980: 45 f., Kreuzer et al. 1981: 134). Wenn sie später mehrheitlich als isoliert und einsam erscheinen, hat dies oft mehr mit den Folgen als den Ursachen ihrer Drogenabhängigkeit zu tun. Und selbst hier ist in gewissem Maße unklar, ob nicht manche Darstellungen in der Literatur die Situation überakzentuieren, mehr Einsamkeit und Kontaktschwäche unterstellen als realiter vorhanden ist: Wohl mögen sich die Konsumenten aus den traditionellen Beziehungen zurückgezogen haben und von Schwierigkeiten in der Kontaktaufnahme zu anderen Menschen sprechen, betroffen scheint gleichwohl nur eine Minderheit (siehe die referierten, aber nicht diskutierten Zahlen bei Ladewig 1980: 91).

6. Soziale Beziehungen als Determinanten des Drogengebrauchs

Die traditionellen Annahmen der Drogenliteratur über den Konsumenten, der zu Drogen aus Ein-

samkeit greift, wird durch unsere Daten nicht gestützt. Der Irrtum, welcher der traditionellen Vorstellung einer Immunisierungsfunktion von Kontakten gegenüber Drogengebrauch zugrundeliegt, resultiert aus der unzureichenden Konzeptualisierung sowohl der interpersonellen Beziehungen als auch der Persönlichkeitsmerkmale der Konsumenten: Interpersonelle Kontakte ausschließlich als stützendes Netzwerk in Problemlagen zu interpretieren, führt dazu, die Sozialisationsfunktionen interpersoneller Kontakte außer acht zu lassen. Verkannt wird, daß sich die Relevanz über die jeweils vom Interaktionspartner vertretenen und vermittelten *Inhalte* mit erschließt: Wer Kontakt mit konformen Personen hat, wird konformen Definitionen des Verhaltens ausgesetzt sein. Wer in Kontakt kommt mit devianten Personen, wird eher devianten Definitionen und Gelegenheiten zur Devianzausübung ausgesetzt sein.

In welcher Weise kann es nun aber geschehen, daß viele Kontakte den Drogengebrauch begünstigen, statt ihn zu hemmen? Viele Kontakte zu haben, bedeutet rein von der Wahrscheinlichkeit her eine erhöhte Chance, mit Drogenkonsumenten zusammenzutreffen. In einigen Fällen mögen es die Freunde den Bekannten selbst sein, die dem Drogengebrauch zugetan sind, in anderen Fällen deren Freunde und Bekannte, mit denen man beim gemeinsamen Treffen zusammentrifft. Mit Drogenkonsumenten zusammentreffen bedeutet, ihrem Einfluß ausgesetzt zu sein: Zum einen auf der Ebene der Definition des Drogengebrauchs, zum anderen auf der Ebene der Gelegenheit zum Drogenkonsum.

In dem Maße, wie die stereotyp zugeschriebenen Risiken des Drogengebrauchs durch die Kontakte relativiert werden, wird sich das Bild vom Drogengebrauch ändern. Je stereotyper das Bild ist, desto größer die Chance einer tiefgreifenden Revision. In dem Maße, wie der Konsument, den man trifft, nicht dem traditionellen negativ beladenen Bild entspricht und Eigenschaften aufweist, die geschätzt werden – man denke in diesem Zusammenhang etwa an die hohe soziometrische Position des Konsumenten unter Mitschülern –, wird der Konsument an Wertschätzung gewinnen. Die Chance, in den engeren Freundeskreis aufgenommen zu werden, wird unter diesen Umständen steigen. Denn mag auch der Jugendliche nicht sonderlich bestrebt sein, mit Haschischkonsumenten engere Kontakte einzugehen – sobald es Perso-

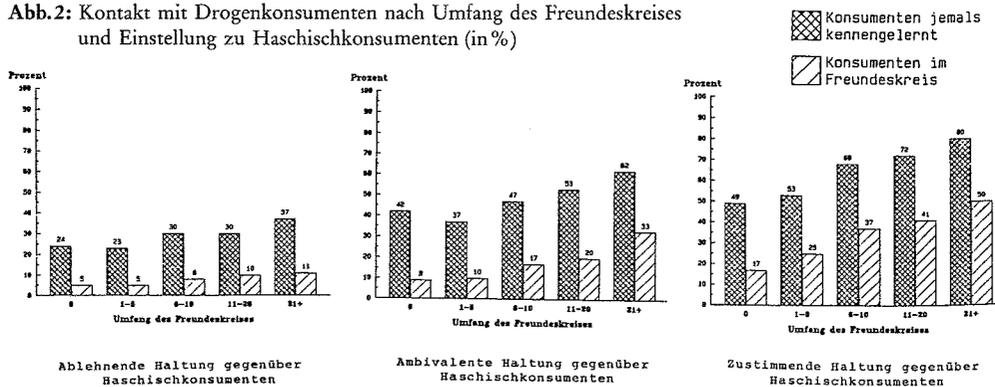
nen sind, die als Interaktionspartner attraktiv erscheinen, besteht die Chance zur Herausbildung engerer Beziehungen (zu den Determinanten persönlicher Attraktivität siehe Berscheid und Walster 1969, Wienold 1972). Die Bewertung einer Person danach, ob sie Haschisch genommen hat oder nicht, ist eben nur *eine* Dimension zur Beurteilung von Personen. Andere Merkmale erweisen sich oft als gewichtiger und überlagern die Einwände gegenüber Drogenkonsumenten (vgl. für die frühen 70er Jahre im Hinblick auf Rauschmittelkonsum Peterson und Wetz 1975: 99, Berger et al. 1980: 54).

Dies gilt offenbar auch für unsere Untersuchung. So zeigt sich, daß der Anteil der Jugendlichen, die schon einmal einen Drogenkonsumenten kennengelernt haben, mit dem Umfang des Freundes- und Bekanntenkreises kontinuierlich zunimmt. Die Zahl derer, die einen Konsumenten dem engeren Freundes- und Bekanntenkreis zurechnen, steigt im Vergleich dazu jedoch überproportional an¹⁰⁾ (siehe *Abbildung 2* für die Kategorie der Nichtkonsumenten). Bemerkenswert wenig macht es aus, welche Einstellung der einzelne gegenüber Haschischkonsumenten einnimmt: Auch bei denjenigen mit ambivalenter Haltung finden sich –

wenn auch auf niedrigerem Niveau – vergleichbare Muster. Nur unter denen, die den Kontakt mit Haschischkonsumenten strikt ablehnen, fällt die Beziehung schwächer aus und steigt die Zurechnung von Konsumenten zum Freundeskreis kaum mit dessen Umfang an. Engere Kontakte mit Rauschmittelkonsumenten, gleichgültig, wie sie auch zustande gekommen sind, wie sehr sie Folge bloßen Zufalls oder Folge des eigenen Lebensstils sind, scheinen Kontakte mit *alternativen Deutungen* und positiven Definitionen des Drogengebrauchs zu begünstigen.

Sie begünstigen aber auch die *Gelegenheit* zum Konsum. In diesem Zusammenhang ist vor allem von Bedeutung, daß in unseren Daten in der Zahl der Kontakte zu Freunden und Bekannten und den anderen Indikatoren für Kontaktfähigkeit die Konsumenten auf dem abgebildeten Kontinuum die Fortsetzung der Nichtkonsumenten darstellen. Die 1–5maligen Probierer stehen nicht den ambivalenten Nichtkonsumenten am nächsten (was man aufgrund der Einstiegsbedingungen in den Konsum erwarten müßte und man bei den drogenspezifischen Einstellungen auch findet, vgl. Reuband 1990), sondern denjenigen mit dezidiertem Konsumbereitschaft. Dies könnte ein Indiz für

Abb.2: Kontakt mit Drogenkonsumenten nach Umfang des Freundeskreises und Einstellung zu Haschischkonsumenten (in %)



Formulierungen: Konsumenten jemals kennengelernt: „Denken Sie nun bitte an die Jugendlichen, die Sie selbst persönlich irgendwann einmal kennengelernt haben und von denen Sie wissen, daß sie irgendwann einmal Rauschmittel genommen haben...“ (Hier: Habe niemals persönlich jemanden kennengelernt, der irgendwann einmal Rauschmittel genommen hat); Konsumenten im Freundeskreis: „Und wieviele Ihrer Freunde und näheren Bekannten nehmen tatsächlich ab und zu Haschisch oder andere Rauschmittel?“; Umfang des Freundeskreises: „Denken Sie nun bitte einmal an die Jugendlichen, die Sie näher kennen und die Sie des öfteren in Ihrer Freizeit – also außerhalb von Schul- und Arbeitszeit – treffen! Wieviele sind das ungefähr?“ (Antwortkategorien wie vorgegeben); Einstellung zu Haschischkonsumenten: „Für die folgenden Aussagen geben Sie bitte an, wie stark Ihre Zustimmung oder Ablehnung ist... Mit Jugendlichen, die ab und zu Haschisch nehmen, möchte ich keinen näheren Kontakt haben“ (Hier: starke und mittlere Zustimmung = ablehnende Haltung gegenüber Haschischkonsumenten, schwache Zustimmung und schwache Ablehnung = ambivalente Haltung, starke und mittlere Ablehnung = zustimmende Haltung gegenüber Haschischkonsumenten).

die Relevanz der Kontaktzahl für den Einstieg in den Drogengebrauch sein. In der Tat läßt sich an andere Stelle auch zeigen, daß der erste Griff zur Droge von der Existenz von Personen – meist Freunde und gute Bekannte – mit abhängt, die über Drogen verfügen und diese dem Novizen zugänglich machen. Wer niemanden kennt, der wird – selbst bei hoher Konsumbereitschaft – nicht so schnell zu Drogen greifen (vgl. Reuband 1990).

7. Schlußbemerkungen

Das Bild des Konsumenten, das sich in unserer Analyse herauskristallisiert hat, widerspricht der üblichen Deutung des Konsums. Konsumenten weisen keineswegs ein überproportional hohes Maß an Isoliertheit im Vergleich zu anderen Jugendlichen auf, sondern im Gegenteil ein unterproportionales. Jugendlicher Drogenkonsum ist kein Verhalten, das sich im Widerspruch zu den sozialen Beziehungen Gleichaltriger entwickelt, sondern eines, das darin eingebettet ist und daraus seine Dynamik erfährt. In dieser Hinsicht sind die Befunde mit der Theorie soziokulturellen Lernens abweichenden Verhaltens besser kompatibel als mit den vorherrschenden Erklärungsansätzen für Drogengebrauch.

Aus unseren Befunden folgt, daß in der Erklärung des Drogenkonsums als mikro- wie auch als makrosoziologisches Phänomen den Kontakten zu Gleichaltrigen mehr Beachtung geschenkt werden muß, als dies in der Drogenliteratur bislang geschehen ist. Bereits in den frühen Untersuchungen zum Drogenkonsum hatte sich gezeigt, daß den sozialen Beziehungen zu anderen Konsumenten eine zentrale Bedeutung sowohl in der Initiation als auch Fortsetzung des Konsums zukommt. Diese Bedeutung ist inzwischen auch in deutschen Untersuchungen bestätigt und zugleich weiter differenziert herausgearbeitet worden. So zeigt sich z. B., daß dem Freundes- und Bekanntenkreis sowohl direkt als auch indirekt über den Einfluß auf die Wahrnehmung der Drogenwirkungen ein zentraler Stellenwert in der Erklärung des Drogengebrauchs zukommt. Die üblichen, in der Literatur als relevant postulierten Einflußgrößen – psychische Problemkonstellationen und daraus resultierende Frustrationserfahrungen – kommt für die Erklärung des Drogengebrauchs unter Jugendlichen keine nennenswerte Bedeutung zu (eingehender dazu Reuband 1990).

Makrosoziologisch gesehen liegt der besondere Stellenwert der sozialen Beziehungen Jugendlicher in der Funktion, die Diffusion abweichenden Verhaltens – einschließlich Drogengebrauchs – zu erschweren oder zu erleichtern. Manche der Entwicklungen auf lokaler Ebene lassen sich nur über die Entwicklungen jugendlicher Moden vor dem Hintergrund eines sozialen Netzwerkes von Akteuren verstehen. Auch diese Erkenntnis ist nicht notwendigerweise neu: Bereits in den 60er Jahren wurde dies vor allem in englischen Untersuchungen deutlich (vgl. z. B. De Alarcon 1969, weitere Befunde in Chambers et al. 1970, Levensgood et al. 1973, Crawford et al. 1977). Nur hat man diese Traditionen nicht in hinreichendem Maße fortgeführt, im deutschsprachigen Raum z. T. nicht einmal rezipiert. Die Dominanz individualpsychologischer Erklärungsmodelle in der deutschsprachigen Literatur hat dazu geführt, daß sich Sozialwissenschaftler inzwischen fast durchgängig der Drogenthematik enthalten und wenn sie sich ihrer dennoch annehmen, meist die vorherrschenden Erklärungsschemata unkritisch übernehmen. Die sozialwissenschaftlichen, alternativen Deutungen, die den Drogengebrauch als Bestandteil der *normativen Erwartungen* der Umwelt Gleichaltriger begreifen, sind selten und bedürfen der Weiterentwicklung.

Anmerkungen

- 1) Wer „normal“ ist, der habe es nicht nötig, dem Gruppendruck nachzugeben. Wer ihm aber nachgibt, der kann dies nur tun, weil er um Isolation fürchtet: Die emotional und psychisch labilen Jugendlichen schaffen es nicht, sich dem Gruppendruck zu entziehen: „Sie glauben nur noch bestehen zu können, wenn sie sich dem Diktat der Gruppe und deren Forderungen und Rollenerwartungen anpassen oder gar unterwerfen“ (Täschner 1986: 50). Initiation des Konsums durch andere Personen und Kontakte mit Gleichaltrigen geraten derart zu festen Persönlichkeitsmerkmalen, nicht zu variierenden und z. T. zufälligen sozialen Determinanten individuellen Handelns.
- 2) Kontakte zu Gleichaltrigen sind nicht notwendigerweise Gruppenkontakte. In der Literatur – nicht selten auch in der sozialwissenschaftlichen – wird beides zwar immer wieder gleichgesetzt, doch stellen Gruppenkontakte nur eine Unterform von Kontakten dar. Dies gilt für konformes Verhalten ebenso wie für delinquentes im Jugendalter, und es gilt ebenso für die Situation der Tauschführung: Sie ist eher durch Anwesenheit einzelner Partner als mehrerer Personen in Form einer Gruppe gekennzeichnet (Enger 1967: 65, Gold 1970: 86, Scott 1972: 57ff.). Konstitutiv für Gruppen ist nach dem in der

- Soziologie verbreiteten Verständnis die Existenz von Interaktionsbeziehungen zwischen den Mitgliedern und das Bewußtsein einer Einheit. Viele Kontakte, wenn nicht gar die meisten Kontakte, die Menschen unterhalten, aber sind *bilateral* angelegt. Als Gruppe kommen die Interaktionspartner eines Akteurs nur gelegentlich zusammen.
- 3) Dies geschieht selbst dann, wenn sich in eigenen Befunden Diskrepanzen – etwa bei der Betrachtung verschiedener Befragtengruppen – auftun und die Ergebnisse und die traditionellen Thesen mal stützen und sie mal widerlegen (z. B. beim Vergleich von Gymnasiasten und Berufsschülern bei Rüdiger und Täschner 1974: 153f.).
- 4) Beispiele für derartige Strategien selektiver Umdeutung finden sich z. B. bei Bärbel Seelisch, in deren Untersuchung sich die Konsumenten als Personen mit besonders vielen Kontakten erweisen. Die Immunisierung der traditionellen Deutung wird in diesem Falle durch Einfügung der empirisch fragwürdigen Prämisse (dazu vgl. Hare und Hare 1948: 331, Caplow und Foreman 1950: 362, Williams 1959: 7) vollzogen, wonach Personen mit vielen Kontakten notwendigerweise mehr oberflächliche Beziehungen haben müssen als Personen mit wenigen Kontakten. Quantität und Qualität werden als Gegensätze begriffen (Seelisch 1972: 47). Diese Interpretation muß um so mehr erstaunen, als die Autorin in ihren Interviews gegenüber den Befragten ausdrücklich betont, die Frage nach der Zahl der Freunde würde sich nicht auf flüchtige, sondern *enge* Freundschaften beziehen. Die Nennung oberflächlicher Kontakte muß also schon reduziert sein. Im Tenor ähnlich verhält sich Volker Nordalm, wenn er meint, aus der größeren Vielzahl der Kontakte unmittelbar eine „Vereinzelung“ ableiten zu können: „Drogengenuß vereinzelt also und treibt den Konsumenten so zu einer Unzahl wahlloser Kontakte“ (Nordalm 1972: 109). Das geschieht einmal mehr ohne empirischen Nachweis und mit einer Selbstverständlichkeit, die man in der Drogenliteratur – egal, welcher Provenienz – so oft findet, wenn traditionelle Erklärungsmodelle die Sichtweise prägen.
- 5) Alternative Deutungen des Phänomens (wo sie als solche überhaupt zur Kenntnis genommen werden) sind selten. Und wo sie existieren, schleichen sich nicht selten selbst dort unbemerkt traditionelle Deutungen ein. So verstehen Rainer Wetz und Wolfgang Peterson die Beobachtung, daß Rauschmittelkonsumenten geselliger sind, durchaus anders als sonst in der Literatur üblich: Als Anzeichen für ein stärkeres Bedürfnis nach spontaner Kommunikation und größerer Offenheit im Umgang mit anderen. Daß die fortgeschrittenen Konsumenten über weniger Kontakte verfügen als Probierer, wird an anderen Stellen jedoch als Zeichen dafür gewertet, wie sehr „befriedigende zwischenmenschliche Beziehungen als *Alternative* zum Drogengebrauch gesehen werden können“ (Peterson und Wetz 1975: 91, Hervorhebung von mir). In dieser Deutung unterliegen die Autoren einer verkürzten Sichtweise, indem sie die fortgeschrittenen Konsumenten lediglich an den Probierern, und nicht an den Nichtkonsumenten messen. Wo es um Drogenverwendung per se geht („Alternativen zum Drogengebrauch“), kann man die Nichtkonsumenten nicht außer acht lassen. Sobald aber Probierer und selbst fortgeschrittene User, wie man den Tabellen entnehmen kann, *mehr* Freunde als Nichtkonsumenten haben, ist die globale Aussage von der Abwehrfunktion geselliger Kontakte nicht mehr aufrechtzuerhalten.
- 6) Die einzigen Untersuchungen, die sich auf ähnlich große Befragtenzahlen stützen und zu Beginn der 80er Jahre bzw. Beginn der 90er Jahre von Infratest im Rahmen einer postalischen Befragung durchgeführt wurden, scheiden an dieser Stelle aus zwei Gründen aus: Die hier als relevant erachteten Variablen sind dort nur unzureichend oder gar nicht erhoben worden und die Daten stehen für Sekundaranalysen bislang nicht zur Verfügung.
- 7) Daß Konsumenten eher Cliques angehören, ist womöglich ein Zeichen dafür, daß in vielen Fällen die interpersonale Beziehung zu Freunden und Bekannten einen Gruppencharakter haben. Dies spricht für eine Verstärkung des Sozialisationseinflusses aufgrund redundanter und sich überlappender Beziehungen.
- 8) Ergebnisse einer explorativen Vorstudie zu unserer Schülerstudie erbringen dafür einige Hinweise. Bei dieser Vorstudie handelt es sich um eine Befragung von insgesamt 85 Schülern in drei Klassen, die eine Kombination von soziometrischen Fragen und solchen zur Selbstperzeption beinhaltet. Als wichtigster Befund zeigt sich, daß Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung hinsichtlich der Beliebtheit in der Klasse und der Chance, zum Klassensprecher gewählt zu werden, positiv miteinander korrelieren. Wer sich als beliebt einschätzt, ist auch beliebter. Wer meint, er hätte Chancen, zum Klassensprecher nominiert zu werden, der hat diese auch. Zur hohen Interkorrelation der verschiedenen soziometrischen Maße siehe auch Dollase (1973: 62ff.).
- 9) Unsere eigene Untersuchung zeigt – ähnlich andere Untersuchungen (Feyerabend 1973: 89, Schmitt et al. 1975: 60) –, daß Konsumenten den Mitschülern distanzierter gegenüberstehen. Der Zusammenhang ist jedoch recht schwach, das Verhältnis überdies auch bei progredienten Konsumenten immer noch mehrheitlich positiv. Unter den Nichtkonsumenten mit negativer Einstellung zum Drogengebrauch haben 78 % ein „sehr gutes oder gutes“ Verhältnis zu ihren Klassenkameraden, unter den positiv eingestellten sind es 70 %. Unter den einmaligen Probierern sagen dies 79 %, unter den 20–100maligen 74 %, unter den über 100maligen Konsumenten schrumpft der Anteil auf 64 %. Ein schlechtes Verhältnis wird jedoch auch unter diesen kaum – nämlich lediglich von 6 % – genannt. Der verbleibende Teil spricht von einem ambivalenten Verhältnis („teils positiv, teils negativ“).
- 10) Die Frage nach den kennengelernten Konsumenten bezieht sich auf Personen mit Konsum niemals im Leben, die Frage nach Konsumenten im Freundeskreis hingegen auf Personen mit aktuellem Konsum. Damit sind die Akzente leicht unterschieden, doch dürfte dies wohl kaum etwas an der grundlegenden Struktur der Befunde ändern.

Literatur

- Becker, H. S.: *Outsiders. Studies in the sociology of deviance.* New York und London 1973 (zuerst 1963)
- Behr, W.: *Jugendkrise und Jugendprotest.* Stuttgart 1982
- Berger, H., K. H. Reuband und U. Widlitzek: *Wege in die Heroinabhängigkeit. Zur Entwicklung abweichender Karrieren.* München 1980
- Berscheid, E. und E. H. Walster: *Interpersonal attraction.* Reading 1969
- Betram, H.: *Moralische Sozialisation,* in: K. Hurrelmann und D. Ulich (Hg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung.* Weinheim und Basel 1980, S. 717–747
- Caplow, T. und R. Foreman: *Neighborhood interaction in a closed community,* in: *American Sociological Review,* 15, 1950, S. 357–366
- Chambers, C. D., B. K. Sheridan und T. Willis: *Diffusion paths for a drug abuse.* Unveröffentlichtes Manuskript. New York 1970
- Cohen, A. K.: *Deviance and social control.* Inglewood Cliffs, N. J. 1966
- Crawford, G. A., P. H. Hughes, M. F. Kohler: *The dynamics of heroin spread in endemic neighborhoods,* in: *Addictive Diseases,* 3, 1977, S. 141–150
- De Alarcon, R.: *The spread of heroin abuse in a community,* in: *Bulletin on Narcotics,* 21, 1969, S. 17–22
- Dollase, R.: *Soziometrische Techniken.* Weinheim und Basel 1973
- Elbing, E.: *Das Soziogramm der Schulklasse. Diagnostische und Verhalten modifizierende Arbeitsmöglichkeiten.* 5. völlig überarb. u. erw. Aufl. München und Basel 1975
- Enger, H.: *Delinquenzverhalten und Sozialstruktur.* Jur. Dissertation. Hamburg 1967
- Feyerabend, N.: *Drogenkonsum – ein Problem für die Schule? Eine empirische Untersuchung im Landkreis Siegen.* Vervielfältigter Bericht. Siegen 1973
- Gold, M.: *Delinquent Behaviour in an American City.* Belmont, Cal. 1970
- Gostomzyk, H., H. Edelmann und J. E. Stoll: *Rauschmittel in Rheinland-Pfalz. Eine Schülerbefragung.* Pressestelle der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Mainz 1973
- Hare, A. P. und R. T. Hare: *Family friendship within the community,* in: *Sociometry,* 10, 1948, S. 329–334
- Heckmann, W.: *Eigentlich ist dieses Leben ein ständiger Hilferuf,* in: C. Schaefer (Hg.), *Notausgänge. Berichte, Protokolle, Analysen.* Hannover 1980, S. 59–83
- Hobi, V.: *Das Drogenproblem Jugendlicher. Psychologische und sozialpsychologische Aspekte.* Bern 1973
- Homans, G. H.: *The Human Group.* London 1951
- Hurrelmann, K., B. Rosewitz und H. K. Wolf: *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung.* Weinheim und München 1985
- Institut für Jugendforschung: *Tabellenbände zu den Drogenuntersuchungen im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.* München 1973, 1976, 1979, 1982, 1987
- Jenner, C.: *Wege aus der Sucht.* Salzburg 1981
- Kreuzer, A., C. Gebhardt, M. Maasen, M. Stein-Hilbers: *Drogenabhängigkeit und Kontrolle. Kriminologische Untersuchung über Phänomenologie des Heroinkonsums und polizeiliche Drogenkontrolle.* BKA-Forschungsreihe. Wiesbaden 1981
- Ladewig, D.: *Zur Frage von Behandlungs- und Erfolgskriterien bei jugendlichen Drogenabhängigen,* in: D. Ladewig (Hg.), *Drogen und Alkohol. Der aktuelle Stand in der Behandlung Drogen- und Alkoholabhängiger.* Basel und München 1980, S. 82–93
- Ladewig, D., V. Hobi, H. Dubacher und V. Faust: *Drogen unter uns. Medizinische, psychologische und juristische Aspekte des Drogenkonsums unter Berücksichtigung des Alkohol- und Tabakkonsums.* 3. Aufl. Basel 1979
- Lazarus, H.: *Selbst- und Elternbild bei Drogenkonsumenten,* in: *International Journal of Rehabilitation Research,* 1, 1977, S. 71–79
- Leber, J. C.: *Sozialpsychologie der Rauschgiftabhängigkeit und Jugend,* in: K. Heymann (Hg.), *Drogengefährdung als Zeiterscheinung.* Basel 1973, S. 47–58
- Levensgood, R., P. Lowinger und K. Schoof: *Heroin addiction in the suburbs – an epidemiologic study,* in: *American Journal of Public Health,* 63, 1973, S. 209–214
- Malhotra, M. K.: *Wuppertaler Schüler mit Drogenerfahrung,* in: *Öffentliches Gesundheits-Wesen,* 36, 1974, S. 256–271
- Neidhardt, F.: *Die Junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik.* 2. Aufl. Opladen 1968
- Nordalm, V.: *Repräsentativerhebung des Jugendamtes Dortmund an Dortmunder Schulen über den Drogenmißbrauch.* Vervielfältigter Bericht. Dortmund 1972
- Peterson, B. und R. Wetz: *Drogenerfahrung von Schülern. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung.* Stuttgart 1975
- Pöggeler, F.: *Jugend auf der Suche nach dem Sinn des Lebens,* in: *Jugendschutz,* 26, 1981, S. 33–39
- Renschmidt, H. und I. Dauner: *Klinische und soziale Aspekte der Drogenabhängigkeit bei Jugendlichen.* *Medizinische Klinik,* 65, 1970, S. 1993–1997 u. 2041–2047

- Reuband, K. H.: Wie man zum Drogenkonsumenten wird. Über den Einfluß motivationaler und situationsspezifischer Bedingungen auf den ersten Drogenkonsum, in: Th. Kutsch und G. Wiswede, Hrsg., Drogenkonsum. Einstieg-Abhängigkeit-Sucht. Königstein 1980, S. 58-91
- Reuband, K. H.: Soziale Determinanten des Drogengebrauchs. Eine empirische Untersuchung des Drogengebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung soziologischer Theorien abweichenden Verhaltens. Habilitationsschrift an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Köln 1990
- Rüdiger, D. und H. Täschner: Untersuchungen zur Problemstruktur jugendlicher Rauschmittelkonsumenten, in: Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 21, 1974, S. 146-161
- Scheidt, J. v.: Der falsche Weg zum Selbst. Studien zur Drogenkarriere, 2. erw. Aufl., Frankfurt 1984 (zuerst 1972)
- Schmidt-Scherzer, R., W. Krahe, C. Röschinger und E. Thomas: eine Tageslaufanalyse bei Drogenkonsumenten, in: Archiv für Psychologie, 123, 1971, S. 244-250
- Schmitt, W., O. Stein und C. Wolf: Bericht über eine repräsentative Untersuchung zum Drogenproblem an saarländischen Schulen. Vervielfältigter Bericht. Saarbrücken 1975
- Scott, O.: Gangs and Delinquent Groups in London, in: J. Barron Mays (Hg.), Juvenile Delinquency, the Family and the Social Groups. A Reader. London 1972, S. 45-68
- Seelisch, B.: Untersuchungen zur Rauschmittelgefährdung Jugendlicher in Hamburg. Med. Dissertation, Universität Hamburg. Hamburg 1972
- Sutherland, E. H. und D. R. Cressey: Principles of criminology 6. Aufl. Chicago 1960
- Täschner, K.-L.: Das Cannabisproblem. Haschisch und seine Wirkungen. 3. erw. Aufl., Köln 1986
- Tiling, E. und I. Gretser: Tablettenkonsum in Gruppen - eine zeittypische Kollektivhandlung? in: Monatschrift für Kinderheilkunde, 125, 1977, 602-604
- Waldmann, H.: Gruppendynamik bei jugendlichen Rauschmittelkonsumenten in sozialpsychologischer Sicht, in: H. Schäfer (Hg.), Grundlagen der Kriminolistik. Bd. 9. Hamburg 1972, S. 93-99
- Wanke, K.: Neue Aspekte zum Suchtproblem. Multifaktorielle Analysen klinischer Erfahrungen mit jungen Drogenkonsumenten. Med. Habil.-Schrift, Universität Frankfurt. Frankfurt/M. 1971
- Weidmann, M.: Das Drogenverhalten von Basler Schülern. Basel 1977
- Wendiggensen, P.: Hamburger Drogenkonsumenten. Med. Dissertation, Universität Hamburg. Hamburg 1972
- Wienold, H.: Kontakt, Einfühlung und Attraktion. Zur Entwicklung von Paarbeziehungen. Stuttgart 1972
- Williams, R. M.: Friendships and social values in a suburban community: an exploring study, in: The Pacific Sociological Review, 2, 1959, S. 3-10
- Winslow, J. T. B.: Drug use and social integration, in: The International Journal of the Addictions, 9, 1974, S. 531-540
- Wormser, R. D.: Drogenkonsum und soziales Verhalten bei Schülern. Eine empirische Untersuchung der Zusammenhänge von Drogengebrauch, Leistung, Persönlichkeit und Sexualität. München 1973
- Zimmermann, R.: Zur Situation des ersten Rauschmittelkonsums. Über den Stellenwert situationsspezifischer Faktoren für die Aufnahme und Fortsetzung des Konsums, in: K. H. Reuband (Hg.), Rauschmittelkonsum. Soziale Abweichung und institutionelle Reaktion. Wiesbaden 1976, S. 63-75

Korrespondenzanschrift:

PD Dr. Karl-Heinz Reuband
 Universität zu Köln
 Zentralarchiv für empirische Sozialforschung
 Bachemer Straße 40
 5000 Köln 41